Abgesehen von einigen weniger wichtigen Unterschieden ist das Hauptkennzeichen für das Alemannische das lange ī und ū gegenüber den Doppellauten ei und au in der Schriftsprache und den entsprechenden, nach Gegenden verschiedenen, Doppellauten oi, oa im Schwäbischen. Im Alemannischen heißt es Zīt statt Zeit, Wīb statt Weib, Schwīz statt Schweiz, Hūs statt Haus, lūt statt laut, Brūt statt Braut. Diese Verschiedenheiten berühren in keiner Weise das Wesen der Sprache. Es sind vielmehr geschichtlich, zufällig gewordene Unterschiede. Wie wir überall in alten Urkunden lesen können und wie wir von der Lektüre unserer mittelalterlichen Dichter wissen, waren einst die langen ī- und ū-Laute auch bei uns allgemein verbreitet und überall üblich. Nun ist bekanntlich jede gesprochene Sprache und besonders die Mundart etwas Lebendes, und wie jedes lebende Wesen ändert sie sich, wenn auch langsam, so doch sicher. So änderten sich auch — etwa vom 12. Jahrhundert an — die beiden Selbstlaute ī und ū in die Doppellaute ei und au um. Diese Wandlung ging von Bayern aus. Sie vollzog sich langsam und allmählich und machte schließlich um die Mitte des 16. Jahrhunderts halt. Von der Wandlung ergriffen wurden noch im Süden und Westen die Orte Alpirsbach, Schiltach, Dunningen, Rottweil, Trossingen, Tuttlingen, Meßkirch, Pfullendorf, Aulendorf, Waldsee, Leutkirch. In diesen wird folglich schwäbisch gesprochen. Nicht mehr ergriffen wurden die Orte Schramberg, Schwenningen, Möhringen a. D., Stockach, Ravensburg, Wolfegg, Isny, in denen daher heute noch alemannisch geredet wird. Eine genaue Grenzlinie zwischen Schwäbisch und Alemannisch zu ziehen, würde hier zu weit führen.

Gefördert wurde die Aenderung der Laute ī und ū in ei und au durch die Bibelsprache Luthers. Wenn sich in der Schweiz das sogenannte Alemannische am reinsten in der alten Form erhalten hat, so darf nicht vergessen werden, daß seit 1500 jegliche politische Verbindung der Schweiz mit Deutschland ganz aufgehört hat und daß der Schweizer Reformator Zwingli sich nicht der Sprache Luthers, sondern seiner einheimischen Mundart bediente.

Alles in allem kann man bezüglich der alemannischen und schwäbischen Mundart zusammenfassend sagen: „Die schwäbische Mundart ist nur die fortentwickelte sogenannte alemannische, die alemannische ist nur die stehengebliebene ursprüngliche schwäbische."

So heben denn nach dem Dargelegten lautliche Erscheinungen die alemannischen Gebiete von den schwäbischen ab, aber es geht nach Robert Gradmann nicht an, auf Grund der urtümlichen Laute ī, ū usw. „die Länder Südbaden, Elsaß und Schweiz als eine sprachliche und noch weniger als eine stammesmäßige Einheit aufzufassen". Mit anderen Worten: Alemannen und Schwaben sind e i n s.

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Major Steimle — Oberpostinspektor Schmid — Hermann Wille

Alle drei sind bekannt als verdiente Heimatforscher. Doch ist jedem von ihnen ein köstlicher Hereinfall passiert.

Major Steimle

Die Geschichte von Major Steimle ist weit bekannt. Als er das Römerkastell Schierenhof ausgrub, versteckte ein hiesiger Fabrikant ein altes Seitengewehr in dem Gemäuer. Die Waffe wurde zuvor mit Säure behandelt,

mit einer Inschrift versehen und dick mit Lehm verschmiert. Mit Einbruch der Dunkelheit wurde sie programmäßig gefunden. Hoch erfreut ließ Steimle den Fund sorgfältig einpacken und eilte mit ihm, ebenso programmäßig, ins Josefle, wo ihn seine Freunde erwarteten. Die Waffe wurde gründlich gereinigt. „Eine Inschrift kommt heraus!" jubelte Steimle. „Eine Inschrift!" riefen alle verwundert und umdrängten dicht den Römerfreund, und Steimle entzifferte stockend: „Cäsar — seinem — Freunde — Steimle!".

Das gab ein großes Halloh, und der Gruß des großen römischen Feldherrn wurde gebührend gefeiert.

Oberpostinspektor Hermann Schmid, Baldungstraße 13

Man hieß ihn in Freundeskreisen nur den Doktor Limes, denn er kannte nur e i n e Leidenschaft: auf Römerspuren zu wandeln. Jeder Stein, jedes Mäuerlein, jeder alte Pfahl mußte es sich gefallen lassen, als römisch angesprochen zu werden.

Einmal kam er ganz aufgeregt zu mir ins Archiv: „Soeben habe ich im Rotenbachtal einen römischen Einbaum gefunden!" — Ich erwiderte ruhig: „Aber, Herr Schmid, was in drei Teufels Namen sollen denn die Römer mit einem Einbaum im Rotenbachtal angefangen haben?"

„Das war ein Fischereifahrzeug", meinte Schmid, „denn damals war der Rotenbach gestaut!"

Ich konnte sagen, was ich wollte; Schmid hatte eben einen römischen Einbaum gefunden. Um den alten Herrn nicht zu beleidigen, besichtigte ich seinen Fund. Richtig, da lag etwas im Talgrund des Rotenbachs, das eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Einbaum hatte, aber merkwürdig flach gehalten war und auch ziemlich neu aussah. Das sagte ich Herrn Schmid. Doch dieser nahm einen großen Stein und schlug auf den „Einbaum" los. „Altes Holz", meinte er gelassen.

Da ließ sich hinter uns eine scharfe Stimme vernehmen:

„Was hauet denn ihr mei Salzleche zsamma, ihr zwei alte Dackel! Soll i mein Hond uff euch hetza!"

Der so schrie, war ein Schäfer, und der „Einbaum" enthüllte sich bald als eine Salzlecke für Schafe, die vor Jahren der alte Wagner Fischer in der Nikolausgasse gefertigt hatte! Das Gesicht von Doktor Limes war nun köstlich anzusehen!

Hermann Wille, Hardtstraße 6

Zur Zeit der großen Hitze 1951 rennt Hermann Wille — hochroter Kopf, Siebenmeilentempo — durch die Bocksgasse.

Ich: „Was ist los?"

Er: „Nichts wird verraten! — Große Sache!" — Weg ist er!

Ich denke: Hat der in der Hitze einen Dachschaden bekommen? Sonst ist er doch normal!

Mittags schleppt er mit 30 Buben eines Stuttgarter Ferienlagers einen schweren, verhüllten Gegenstand zu Photograph Schweizer.

Ich: „Was hast Du denn da?"

Er: „Nichts wird verraten! — Große Sache!"

Die Buben betteln: „Herr Wille, jeder von uns bekommt doch ein Photo? Wir haben ja den Fund gemacht!"

Er: „Gewiß, jeder bekommt ein Photo, vielleicht noch einen Rahmen dazu!" Alles verschwindet im Photohaus. Ich gehe kopfschüttelnd weiter. Das Thermometer zeigt 40 Grad im Schatten.

Am anderen Tag bringt Wille ins Stadtarchiv eine ganze Beige großer schöner Photos.

Er: „Nun kann ich reden! — Nicht wahr, eine große Sache! Habe im Rotenbachtal einen römischen Fund sichergestellt, eine Venus oder einen Zeus; man kann es nicht mehr so recht erkennen. Das Bildnis trägt sogar eine Inschrift! — Das kann hoch interessant werden!"

Ich beschaue mir zuerst die Inschrift. Man sieht ein Gekritzel, als hätten Buben einen Meißel schärfen wollen. Nun betrachte ich mir auch die Venus, ein Steinbildwerk von einem halben Meter Höhe! — Da kann ich nicht mehr! Ich muß geradezu hinausplatzen vor Lachen.

Wille wird böse: „Das verbitte ich mir! Du bist mir bloß neidig!"

Ich: „Nein, mein lieber Freund, Deine Venus ist eine alte Bekannte von mir. Schon letztes Jahr ist ein hiesiger Altertumsforscher beinahe auf sie hereingefallen."

Er: „Was soll das?"

Ich: „Diese Figur hat ein Arbeiter, der im hinteren Rotenbachtal ein Gütlein hat, als Lehrbube gefertigt. Und da sie so gar keine Menschenähnlichkeit hatte, warf er sie in den Wald, wo sie nun halb verwittert ist!"

Wille rennt davon.

Andern Tags im Stadtarchiv: „Du, es stimmt! Mit der römischen Venus ist es nichts! — Wenn ich nur nicht den Fund schon nach Stuttgart und Tübingen gemeldet hätte! — Und dann die Photos! — Hier die Rechnung: 30 Stück à 1.20 DM = 43,20 DM — die muß ich bezahlen!"

Ich: „Gewiß! — Und wo ist Deine Venus?"

Er: „In die Hecken am Klarenberg habe ich sie hineingeworfen."

Ich: „Hättest Du sie doch im Rotenbach gelassen! Da hätte sie in dem Einbaum von Herrn Schmid herumgondeln können!"

Die Photos liegen im Stadtarchiv auf und können billig erworben werden.

Die Altargeräte der Sankt-Ulrichs-Kirche in Heubach

sind von heimatkundlichem Interesse. Wir hatten Gelegenheit, diese in der romanischen Sakristei der sehr alten, etwa 1000jährigen Kirche, die einst als Kapelle der hl. Afra geweiht war, zu betrachten.

Im Jahre 1688 stiftete Freifrau Anna Margarete von Woellwarth eine Hostiendose, hübsche Barock-Arbeit eines Stuttgarter Meisters; sehr wahrscheinlich auch den Kelch mit Patene, gute Augsburger Silberarbeit vom Ausgang des 17. Jahrhunderts. Aus dem Jahre 1715 stammt eine große Taufschale mit Taufkanne im Renaissance-Stil aus der Werkstatt des Augsburger Silberschmiedes und Beschaumeisters Philip Kusel. Diese ansehnlichen Stücke rühren her von einer Stiftung des zeitweiligen Heubacher Schloßherren Johann von Wesem. Er war in erster Ehe mit Maria Magdalena geb. von Woellwarth, Miterbin von Heubach (gest. 1710) verheiratet und in zweiter Ehe mit Heinrica Luise, verwitwete von Woellwarth-Laubach (gest. 1744). Diese zweite Gattin war eine geborene Schertlin von Burtenbach, Nachkommin des berühmten Feldhauptmanns aus Schorndorf (1496—1577). Joh. von Wesem, der letzte adelige Besitzer von Heubach, war herzogl. württbg. Oberst und Vize-

der Lena in Portugal bis zur Lena in Sibirien zu erklären. Wir wollen jedoch diese massenhafte Patenschaft nicht den Kelten allein in die Schuhe schieben. Andere Völker, andere Zeiten, andere Länder — andere Ohren!

So heißen die Franken unseren Hahn Kicker, weil er kickeriki ruft, die Franzosen dagegen hören cocorico und heißen ihn coq, wovon wir unseren Gockel bezogen haben. Unserem Hund sehen wir nicht mehr an, daß er einst Hau-hau hieß, nur die konservativen Angelsachsen blieben beim hound. Gehen wir zu den Müttern, dann hören wir heute noch wie vor Jahrtausenden das Lolololo, wenn das Kind zu Bett gebracht wird und es soll erst noch ein diskretes Wässerlein fließen. Die Stimme der Natur war der erste Sprachschöpfer. Die Lein und alle ihre Namensschwestern haben den hellhörigen Naturkindern ihre Namen selber zugeflüstert. Sie hörten in ihrem Plätschern — auch dieses Wort schuf das Wasser selbst — hier ein sanftes Le-le, dort ein stumpfes La-la oder ein Lo-lo, ein Lü-lü, ein Lei-lei. Jedes Volk und jede Zeit hat sich die Laute mundgerecht gemacht, und so kam unsere Lein und die im Ellwängischen und die bei Heilbronn zu ihrem Namen, wenn man ihr den Ursprung auch nicht mehr ansieht. Sieht ja auch der Pyjama nicht mehr aus wie ein Bärenfell oder Feigenblatt.

Oskar Dreher

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Vom Schneider Paul Reger

Von Albert Deibele

Eine nette Geschichte ist es, die mir ein Fräulein von dem ganz alten Schneider Reger beim Kornhaus erzählt hat. Die älteren Gmünder kannten ihn alle, den großen, schlanken Mann, der in seiner tadellosen Kleidung die beste Empfehlung für sein Geschäft war. Leider wurde er schon frühe schwerhörig, was für den unterhaltsamen Mann ein großes Kreuz war.

Es war an einem Fronleichnamstag vor vielen Jahren. Die Kinder waren alle noch klein und wollten mit der Prozession gehen. Vater Reger war gar noch Festordner, und so ist es begreiflich, daß am frühen Morgen seine Frau alle Hände voll zu tun hatte. Die Mädla standen mit aufgewickelten „Schnecken" da und wollten frisiert werden. Da riß ein Knopf, und der sollte wieder angenäht werden.

„Mama, bend mer au mei Schleife!"

„Mama, mir ischt der Schuhbendel agfatzt!"

„Paula, versitz dei frisch gschtärkts Kleid net!"

„Mama, i brauch a Sacktuch!"

„Eugen, laß dem Mädle sein Rosakranz, sonst gibt's bloß Hendel!"

So schwirrte es durcheinander, bis endlich die Mutter aufatmend sagen konnte: „So, Kinder, jetzt laufat no, sonst kommet er z'schpät en d' Kirch!" Und fort rannte die Schar.

Nun noch der Ehemann! Der suchte verzweifelt nach seinen Festhandschuhen.

„Gestern Obed han i se auf da Kommod na g'legt!"

„No dätat se no doliega!" sagte kurz die Schneidersfrau. — „Do, in dein Schlosser hoscht se neiglegt! — So jetz laß de no ausbürschta!" Wie die

Schneiderin die Kleiderbürste wieder hinlegt, bleibt ihr der Mund vor Schrecken sperrangelweit offen. Endlich, nach einer Weile findet sie die Sprache wieder.

„Ach Gott, jetzt hat's Rosale sei Kränzle vergessa. Dia wird schö heula, wenn se des merkt!"

Doch der Ehemann meint ruhig: „Ha no, i nemm des Kränzle mit und gib ihr's en der Kirch. No isch der Katz gschtreut!"

Und Reger nimmt das Kränzlein aus Vergißmeinnicht, und da er es nicht in der Hand tragen will, legt er es behutsam in seinen „Zylinder" und geht ins Münster. Stramm schreitet er durch den Mittelgang bis zum Chor vor. Es fällt ihm auf, daß alle Leute ihn wie ein Weltwunder anstaunen und zu lachen beginnen. War etwas an seinem Anzug nicht in Ordnung? Saß die Krawatte nicht richtig? — Doch alles stimmte. Da trat der Kirchendusler — es war der Mesner Betz von der Josefskapelle — mit großen Schritten auf ihn zu und fuhr ihn sehr ungnädig an:

„Ja, Herr Reger, send se denn narret worra?"

„I? — Was ischt denn los?" stotterte der erschrockene Schneider.

„Schämet Sia sich denn net! Heut isch doch net Fasnacht. Was setzet Sia a Vergißmeinnichtkränzle auf da Kopf wia a kloes Mädle!"

Richtig, Reger hatte beim Abnehmen des Zylinderhutes vergessen, daß dort das Kränzlein seiner Tochter verborgen ruhte, und so war er, das Kränzlein im Haar, durch die ganze Kirche geschritten.

Lernfahrten

der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft (Schwäbischer Albverein, Schwäbischer Heimatbund, Bund für Heimatkunde, Verein für Naturkunde, Volkshochschule) in die Umgebung von Schwäbisch Gmünd. Führung: Dr. Dietzel, Deibele, Wille.

1. Ortsbesichtigung von Iggingen unter Führung von Hrn. Dangel. Treffpunkt: Burgholzhof. Samstag, 25. April 1953
2. Omnibusfahrt: Mittelbronn, Altschmiedelfeld, Vellberg, Stöckenburg. Samstag, 16. Mai 1953
3. Omnibusfahrt: Elisabethenberg — Schorndorf — Schlichten — Baiereck — Rechberghausen Mittwoch, 10. Juni 1953
4. Omnibusfahrt: Heubach — Bartholomä. Wanderung über Hochberg und Mittelberg nach Lauterburg. Von dort Heimfahrt. Samstag, 11. Juli 1953
5. Omnibusfahrt: Frickenhofen — Teufelskanzel — Schönberg — Gaildorf Fischach — Obersontheim — Tannenburg — Adelmannsfelden. Samstag, 12. September 1953
6. Omnibusfahrt: Gschwend — Hagberg — Heinlesmühle — Hüttenbühl — Wanderung durch das Rottal bis zum Leinochsen — Weiterfahrt nach Alfdorf und Schwäbisch Gmünd. Samstag, 3. Oktober 1953

Abfahrtszeiten und Fahrtkosten werden jeweils bekanntgegeben.

Für die Redaktion: Dr. Franz Dietzel - Schwäbisch Gmünd, Engelgasse 11; Beiträge wollen an diese Anschrift gerichtet werden.

hinab, bis auf den Markstein, so auf der Stegwiese steht, gehört das Wasser dieser Mühle ganz zu. Mehr der Altbach gehört auch zu dieser Mülen. Fangt an beim oberen Güßbett und geht hinab in die Rot, stoßt außerhalb an die gemeine Straß." Ehemals lag in den Seewiesen oberhalb der Mühle ein Fischweiher. Nach glaubwürdigen Berichten wurde er im Jahre 1570 angelegt. Wegen des Fischwassers entstand zwischen den Klöstern Lorch und Gotteszell wiederholt Streit. Schließlich einigten sich die Klöster, den See einmal im Jahr abzulassen und auszufischen.

Die Ursache ist nicht bekannt, warum Hans Traub im Jahre 1570 die Mühle gegen das Gut des Friedrich Haag in Zimmerbach austauschte. Das Aufgeld betrug 1000 Gulden. Für die damalige Zeit eine recht bedeutende Summe, die von dem neu aufziehenden Müller entrichtet wurde. Beim Tausch waren anwesend Leonhard Vogel von Hönig, Hans Schimmel von Zimmerbach, Jakob Scherrer von Spraitbach und Hans Schneider von Hönig. Noch im gleichen Jahre wurde der benachbarte Bittelhof neu erbaut und mit den Feldern der Mühle ausgestattet. (Fortsetzung folgt)

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Waagmeister Julius Lenck und seine Frau Emilie, geb. Precker

Lenck war schon durch seine Tätigkeit als Waagmeister eine stadtbekannte Persönlichkeit; noch bekannter aber war er als begeisterter Kneippianer. Die Kneippkuren schienen bei ihm ganz besonders gut anzuschlagen; denn noch im hohen Alter ging er aufrecht, elastischen Schrittes durch die Straßen, und mancher hat ihm eine Lebensdauer von 100 Jahren geweissagt.

In seinen letzten Lebensjahren saß er einmal in der Traube bei einer Versammlung des Kneippvereins. Dem Redner aus Stuttgart fiel der stattliche Greis auf, und er fragte: „Nun, Herr Lenck, wie machen Sie es, daß Sie so glänzend aussehen?" — „Da fragen Sie mich, Herr Redner?" antwortete Lenck, „ich kneippe fleißig; das ist mein ganzes Geheimnis! Morgens um 6 Uhr gebe ich mir einen Schenkelguß, um 12 Uhr einen Brustguß und mittags 5 Uhr schließe ich mit einem Rückenguß. Das hält jung und frisch!" Da ließ sich eine tiefe Stimme aus dem Hintergrund vernehmen: „Und abends nimmt er noch einen tüchtigen Gurgelguß; das wird ihm wohl am meisten nützen!" Da mußten alle tüchtig lachen; denn sie wußten, daß Lenck einem guten Glase Bier oder Wein nicht abhold war.

Unser Waagmeister hatte eine recht stattliche Frau. Sie legte großen Wert auf tadellose Kleidung, auf sorgfältige Körperflege und ein schönes Heim. Noch bis ins hohe Greisenalter hielt sie sich stramm aufrecht. Schon weit über 80 Jahre alt, wollte sie sich noch einen neuen Hut kaufen. Als die Modistin ihr einen zur Probe aufsetzte, schaute sich Frau Lenck eine Weile im Spiegel an, warf dann den Hut erbost auf den Tisch und rief beleidigt: „So etwas soll ich aufsetzen! Das ist ja ein Hut für ein altes Weib! Das verbitt' ich mir!" Und man mußte ihr einen Hut machen, der jugendlich wirkte, wie es ihrem Alter angepaßt sei. Mit 90 Jahren starb sie 1949.

Für die Redaktion: Dr. Franz Dietzel-Schwäbisch Gmünd, Engelgasse 11; Beiträge wollen an diese Anschrift gerichtet werden.

bauern, ebenfalls ein Adam Pfister, den Lindenhof um die unbegreiflich hohe Summe von 2425 Gulden. Ein großer Teil davon wurde bar bezahlt, der Rest in jährlichenZielern erstattet. In schlechten Zeiten begleiteten die Schulden den Beständer bis zum Tode bezw. der Hofabgabe. Kein Wunder, lebt noch heute im Volksmund das Wort: „Gottes Wort und die Schulden sind ewig." Dieses oft willkürlich festgesetzte Bestandsgeld bildete mit die Hauptursache der Bauernunruhen.

Aus den Erinnerungen verstorbener und lebender Gmünder

Der Kronenwirt von Europa

L. N.

Ein weithin bekanntes und beliebtes Original in der „Nazarenerstadt" war der Kronenwirt Wirth von Europa. Wir kennen ihn als leibhaftigen Zeugen besserer Zeiten und als Festwirt bei verschiedenen Anlässen in und außerhalb Gmünds. Sein sprudelnder Humor und seine Schlagfertigkeit waren einzig. „Jo, jo!" sagte einmal einer, „des waret ao no Zeita, wo der Kronawirt no gläabt hot und d' Baura schtat Zeitenga Lensa gläasa hänt!"

Wenn sich bei unserem Kronenwirt ein Reisender nach dem Zimmerpreis erkundigte und dieser dem Gast ein bißchen zu hoch vorkam, konnte der Kronenwirt sagen: „Ha no! Wann ehne mei' Zimmerpreis z'duir isch, no müasse se halt in Goddsname en d'Wanderarbeitschstätt nom, do müasse se no voar se ganget, drfür vier Schtond Holz säaga, zu fufzg Pfenneng d'Schtond, no sends au zwoi Mark und meah nemme ehna ao et aa!"

Auf eine Aufforderung des Fremdenverkehrsvereins, eine Anzeige für seinen Gasthof aufzugeben, erwiderte der Kronenwirt kurzerhand: „Was Anzeige! Unsinn"! Ich führe gute Weine, gebe sie um 5 Pfennige billiger als die andern, das spricht sich rum und des ist die zugkräftigste Reklame.

*

Nochmals der Schnackel (Albert Haug)

Albert Deibele

Es war kurz nach dem Zusammenbruch 1945. Zum erstenmal war wieder etwas im Stadtgarten los, nämlich ein Konzert. Da durfte unser Schnackel nicht fehlen; denn bekanntlich hat er einen sehr musikalischen Hinterkopf. Das muß ihn oft über das fehlende Augenlicht hinwegtrösten. Als das Konzert zu Ende war, drängte alles dem Ausgang zu. Auf einmal rennt unser Schnackel mit voller Wucht auf eine Person auf und wirft sie beinahe um. Zornig ruft der also Mißhandelte: „Na, passen Sie auf! Können Sie nicht sehen, daß ich blind bin!" Seelenruhig erwiderte der Schnackel: „Wenn Du blind bist, dann bleib bei Nacht zu Hause, Du Simpel! So würde ich es wenigstens machen." Der erste Blinde wollte aufbrausen. Als er aber erfuhr, daß ein zweiter Blinder ihn gerammt hatte, ließ er sich beschwichtigen, und beide schieden im besten Einvernehmen.

Für die Redaktion: Dr. Franz Dietzel Schwäbisch Gmünd Engelgasse 11. Beiträge wollen an diese Anschrift gerichtet werden.

So war nicht nur das Recht zur Wasserentnahme im Servitutenbuch eingetragen, sondern dort war auch ganz genau geregelt, zu welchen Zeiten jeder Eigentümer das Wasser seinem Grundstück zuführen durfte.

Eine kleine Ahnung, wie schwierig diese Regelung war, bekommen wir, wenn wir einen Eintrag für das Nutzungsrecht des Dorfwassers wiedergeben: (Josef Forster, Servitutenbuch Spraitbach):

„Freitag, je die andere Woche, abwechslungsweise mit Matthäus Scheffel je das andere Jahr. Dieses Recht ist dann wieder gemeinschaftlich mit Johannes Waldenmaier in der Art, daß beide Berechtigte (Josef Forster und Johannes Waldenmaier) je in ihren Nutzungsjahren darin wechseln, daß in dem einen Benützungsjahr der eine vormittags, im anderen nachmittags benützt. Hiernach hat Forster das Recht je das andere, je am andern Freitag das Wasser abwechslungsweise einmal nachmittags und das andermal vormittags zu benützen. Mittwoch je die andere Woche von mittags 12 Uhr bis abends 4 Uhr."

Neben der Zuführung von Wasser hatten diese Bewässerungsanlagen die Aufgabe, den Wiesen Nährstoffe zuzuführen. Ein Bauernspruch sagt: „Jedes Wässerle läßt was dahinter." In Zeiten, in denen es keine Kanalisation gab und weder ordentliche Dunglegen, nach Jauchegruben vorhanden waren, waren die vom Dorf abfließenden Wasser natürlich recht nährstoffreich.

Nun muß man sich fragen, warum diese Bewässerungssysteme vollständig eingegangen und vergessen sind. Die Bewässerung ist wohl mehr wegen der Düngung als wegen der Wasserzuführung durchgeführt worden. Da Wasserspeichermöglichkeiten fehlten, konnte in Trockenzeiten, wenn es am nötigsten gewesen wäre, gar nicht bewässert werden. Als die Handelsdüngemittel in Gebrauch kamen, hat sich der viele Arbeitsaufwand für die Erhaltung der Gräben und die Durchführung der Bewässerung nicht mehr gelohnt. Ein weiterer wesentlicher Grund war der, daß die Gräben die Benützung von Mähmaschinen sehr erschwerten. So gehört bei uns das Wiesenwässern der Geschichte an.

Aber einen Nachteil hat das Verschwinden der Bewässerungsanlagen doch, und das dürfen wir nicht übersehen: unsere Landwirtschaft läuft Gefahr, die Verbindung mit den Kräften der Natur zu verlieren. Dies ist gerade bezüglich der Wasserfrage bedenklich. Die Trockenjahre haben gezeigt, wie wichtig es wäre, sich ernstlich der Frage der Wasserspeicherung und den Bewässerungsmöglichkeiten anzunehmen. Durch die bald überall durchgeführte Entwässerung der Kulturflächen (Drainierung) wird das Niederschlagswasser vom Boden nicht mehr so stark zurückgehalten wie früher, sondern wird in den Bächen und Flüssen abgeführt.

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Albert Deibele

Der alte Häcker und der Schwarz-Ochsenwirt

Saß da einmal in den 70er Jahren der alte Häcker von der Kappelgasse bei seinem Nachbarn, dem Schwarzochsenwirt, bei einem gemütlichen Tapp. Da erhob sich plötzlich ein ungewöhnlicher heftiger Sturm. Fenster klirrten,

Ziegel fielen von den Dächern, Blumentöpfe warf es auf die Straßen. Plötzlich ein großes Krachen und Schättern! Die Ochsenwirtin rennt ans Fenster und schreit:

„O Ma! Jetzt hot's onsern schena Wirtshausschild rontergrissa! Wia sollat jetzt do die Leut da Schwarza Ochsa fende!"

Da legt der alte Häcker der klagenden Frau beruhigend seine Hand auf die Schulter und sagte:

„Send Sie no ruhig, Frau! Lossat Se Ihren Ma zom Fenschter naus gucka, na weiß jeder, daß hier der Ochs ischt!"

Der alte Bretzgle

Der alte Bretzgle saß verdammt gerne bei einem Tapp, und wenn er einmal das Gebetbuch mit den 36 Blättern in der Hand hatte, so konnte kommen, was da wollte, der Bretzgle spielte weiter. Einmal war bei ihm Metzelsuppe ausgeschrieben; unser guter Wirt aber saß irgendwo beim Tapp und hatte die Metzelsuppe anscheinend ganz vergessen. Einige Gäste warteten schon auf das Kasselfleisch. Da riß der Wirtin die Geduld, und verärgert sagte sie zu den Anwesenden:

„Guckat no, was i für en Ma hau! — Jetzt isch zwoe. Des Wasser em Kessel suit! — Der Metzger ischt do! Aber d'Sau goht net her!"

Vom alten Adolf Schmid

Der Schmid Adolf war ein stadtbekannter Veteran, der schon 1866 ausgerückt war. 1870 wurde er abermals eingezogen, hatte aber, da er verheiratet war, hauptsächlich Etappendienst zu verrichten. Trifft ihn da einmal sein alter Kommandeur von 1866, Oberst Link, und ruft ihm freudig zu:

„Potz Blitz! Da ist ja der Schmid! Aber Kerl, was machst Du für ein griesgrämiges Gesicht!"

„Zu Befehl, Herr Oberst" — meinte Schmid, „soll ma do net widerwärtig sei! Muß i do en Frankreich rom renna, mir nex, dir nex, ond drhoem han i Weib ond Kender!"

„So, so, Kinder hast Du! Wieviel denn?" fragte der Oberst.

Da kratzte sich der Schmid hinter den Ohren und sagte treuherzig:

„O, Herr Oberst! Drei Stück ond oes em Rairle!"

*

Derselbe Schmid saß einmal verärgert in den „Blauen Ente", denn die Zeiten waren schlecht. Schließlich meinte er:

„Es ischt no gut, daß dr Herrgott hot Grombira wachsa lasse. Wissat Ihr au worum?"

Die Freunde kamen mit diesem und jenem. Zu allem schüttelte Schmid den Kopf

„Nix wissat er! Dia Grombira hot onser Herrgott wachsa lassa, daß d'arme Leut au ebbes hent, dem se d' Haut ra zia kennet!"

Für die Redaktion: Dr. Franz Dietzel - Schwäbisch Gmünd, Engelgasse 11; Beiträge wollen an diese Anschrift gerichtet werden.